

# Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 30

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638995>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berneer Woche in Wort und Bild

Nr. 30 — 1917 || Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst ||  
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

28. Juli

## Das Lied vom Vaterlande.

Don Jakob Frey.

Ich bin in stiller Sommernacht  
Den See entlang gegangen,  
Wo, mondlichtschimmernd angefaßt,  
Die Wasser leis erklangen.  
Und auf der feuchtbeglänzten Bahn  
Glitt leichten Laufs ein Kahn hinan,  
Aus dem ein milder Mädchensang  
Bald fern, wie traumverloren klang:  
„Rufft du, mein Vaterland!“

Und wie ich bei des Morgens Schein  
Zur Stadt im Tal gekommen,  
Kam auch das Volk zum Tor herein  
Wie Wogenflut geschwommen;  
Seiffahnen wehn; der Schüsse Knall  
Weckt weit durchs Tal den Widerhall;  
Die Menge aber wogt' und quoll,  
Bis es zu tausend Stimmen scholl:  
„Rufft du mein Vaterland!“

Ich ließ die Stadt und stieg hinan  
Den Pfad zur grünen Halde,  
Wo sich ein lichter Wiesenplan  
Umfümt mit dunklem Walde.  
Da war's wohl still; nur fernher drang  
Verlorner Herdenglöcklein Klang;  
Doch frisch erhob der Hirtenknab'  
Das Lied und sang zum Wald hinab:  
„Rufft du mein Vaterland!“

Da hielt ich an; zu Häupten glüht  
Der Firm im Abendstrahle,  
Zu Süßen duftet und erblüht  
Die Sommerpracht im Tale.  
Mir war's als ob des Herren Hand  
Sich segnend leget auf mein Land,  
Und wie ein tieferschauernnd Wehn  
Süht' ich mir's durch die Seele gehn:  
„Rufft du, mein Vaterland!“

## Er und Sie und das Paradies.

Roman von Lisa Wenger.

16

Der Abschied von Vater Stefan und Mutter Marei war ein kurzer gewesen. Die Mutter hatte feierlich einen Kaffee gekocht, ein Kuchen stand da, die kugelrunden, goldenen Tassen gleißten, aber Vater Stefans Gesicht war voll ungewöhnlicher Runzeln, die er durch Hinaufziehen der Stirnhaut erzeugt hatte und künstlich festhielt, denn im gewöhnlichen Leben war sein braunes Gesicht glatt und fest.

Er war sehr unzufrieden mit Martin und sprach in der richtigen Erwägung, daß Lis an der ganzen Umwälzung der Dinge schuld sei, kein Wort mit ihr. Martin hatte er seine Meinung längst gesagt. Er wiederholte sie jetzt und kümmerte sich wenig darum, ob Martin einmal dunkelrot und dann blaß wurde. Er sah nur die groben Umrisse von Martins Entschluß, die Schulmeisterei aufzugeben und Sängerknabe zu werden, und nahm keine Rücksicht darauf, daß Lis sein

Schelten mitanhörte, konnte sie auch vermöge seiner kräftigen und derben, aber auch gröberen und wenig zarten Art gar nicht nehmen. Martin bat den Vater endlich, ihm zu glauben, daß er auch auf dem Theater und in der Stadt er selber bleiben werde, und daß ihm sicher keine Schande erwachsen solle. Lis mußte sich sehr zurückhalten, nicht aufzufahren und zu sagen, daß sich Vater Stefan darüber freuen solle, durch seinen Sohn berühmt zu werden, und daß er Martin dankbar zu sein habe, wenn der Name Born von Meer zu Meer fliegen werde. Sie schwieg, durch einen Blick Martins gewarnt. Aber Mutter Marei hatte keinen Grund, ihren Mund verschlossen zu halten.

„Ich habe selten etwas so Einfältiges gehört, wie jetzt deine Rede, Stefan,“ meinte sie. „Ein schlechter Tausch, sagst du? Ein böser Entschluß? Ja wohl. Und jetzt schon

werden der Martin und die Lis in dem mächtig vornehmen Haus des Bianchi wohnen, und alles Geld, was sie brauchen, streckt er ihnen vor und will gar keine Zinsen dafür..“



James Vibert: Die Freiheit. Dekorative Skulptur für die Fassade des Bundeshauses in Bern.

„Mutter, erzähl doch das nicht allen Leuten,“ rief Lis mißmutig. „Wenn du es so her sagst, klingt's gerade, als seien wir Bettler. Die Sorella ist gekommen und hat uns angeboten, die zwei leeren Zimmer oben in ihrem Haus zu benutzen und hat dazu bemerkt, daß es für sie eine Freude wäre, Martin und mich als ihre Gäste bei sich zu haben, bis wir wüßten, wo wir bleiben wollten.“ Martin nickte. Sein Gesicht wurde heller.

„Sie war sehr zart und diskret, und als sie in unserer Stube saß, hatte ich das Gefühl, daß wir eine Freundin an ihr haben werden.“

„Ist schon gut. Auch nützt alles Reden nichts mehr, jetzt, wo es zu spät ist. Ein Sänger, der Martin! Es will mir nicht in den Kopf.“ Stefan Born schüttelte seinen buschigen Kopf und stützte ihn endlich widerwillig ergeben auf die Hand.

„Eßt in Gottes Namen,“ sagte Mutter Marei, „es wird nicht so schlimm sein, wie's der Vater malt. Es gibt doch auch berühmte Schornsteinfeger und Droschkenkutscher, die Sänger wurden, gelt Lis, warum soll's auch nicht auch

einen berühmten Schulmeister geben?“ Sie legte beide Fäuste neben ihren Teller und sah den Schmied herausfordernd an.

„Freilich, warum nicht, warum denn nicht?“ höhnte Stefan. „Aber muß gerade der Martin es sein, der solch ein berühmter Schulmeister wird?“ Er stand auf und ging in die Nebentube, kramte dort herum und kam mit einem kleinen Paketchen wieder. „Da, damit ihr nicht gleich betteln müßt,“ brummte er unwirsch und warf das Paketchen auf den Tisch, daß es klirrte.

„Ja, Vater, so kann ich dein Geschenk nicht nehmen,“ sagte Martin und ließ das Geld liegen. Marei gab ihm aber einen heftigen Stoß unter dem Tisch.

„Willst du's nicht, so gib's der Lis,“ sagte sie hastig, denn sie fürchtete, der Schmied könnte das Geld zurücknehmen. „Nimm es, Lis, wenn's der Martin nicht will.“

„Kommt auf eins heraus,“ sagte Vater Stefan. „Und jetzt will ich hinunter in die Schmiede. Reut mich, daß ich nicht auch ein Sänger geworden bin, ich hätte es leichter gehabt.“ Er sagte es grimmig. Aber die andern lachten laut heraus, denn der Schmied hatte eine Stimme wie ein Waldkauz. So flog doch noch ein heller Schein über den Abschied Martins von seinem Vater.

Mutter Marei war ohnehin sehr zufrieden. Lis wurde vornehm, kam in die Stadt und wurde reich. Sie wollte die Kinder durch das Dorf begleiten und setzte ihre Haube mit den gelben Bändern auf. Da sie längst dafür gesorgt, daß die wunderbare Erhöhung ihres Schwiegerohnes kein Geheimnis geblieben im Dorf, kam es von allen Seiten aus den Haustüren geströmt. Es war für Martin ein Spiekrutenlaufen ohnegleichen, eine seelische Pein, auf alle die Fragen antworten zu sollen, die ihm und Lis gestellt wurden. Es wechselten Verachtung ob des Komödiantentums und Unterwürfigkeit ob des zukünftigen Reichtums im Klang der bauerlichen Stimmen. Es purzelte alles in ihren Reden durcheinander, der berühmte, sagenhafte Meister, der Martin unterrichtet, die Lorbeerkränze, das Geld, Amerika, Diamanten und Perlen, und manch einer benützte nebenbei die Gelegenheit, um Lis zum Abschied noch eins auszuwischen, Martin einen Hieb zu geben, der nicht pariert werden konnte. Eine lange Reihe Abschiednehmender und nur Neugieriger lief neben Martin und Lis her. Ihm war längst heiß geworden, und er atmete erst auf, als er im Zug saß, der nach Urbach führte.

„Heute haben wir viel Böses abgehüßt,“ sagte Lis lustig und sah durch die Scheiben auf die Dorfleute hinunter, die noch voll Eifer ihre Hände reden ließen, nachdem Martin ihren Worten entrückt war.

Der schönste Abschied war der von den Kindern gewesen. Sie waren in der letzten Stunde dageessen wie arme kleine Schäflein, die den Weg verloren. Die Mädchen hatten geweint, und die Buben zeigten Lust daselbe zu tun. Es war mäuschenstill in dieser letzten Stunde gewesen, denn der Lehrer hatte wunderschöne Geschichten erzählt. Das Herz tat ihm weh, als er um zwölf Uhr unter der Türe stand und jedes der Kinder an sich vorüberziehen ließ, ihm die Hand zum Abschied gab und jedem ein freundliches Wort sagte.

Am Abend waren sie dann wiedergekommen und hatten gebracht, was sie hatten erreichen können, Säcklein mit örren

Birnenäbnigen, Mehl, Kirchwasser, und manches der Kinder legte neben den Lehrer ein Paketchen auf den Tisch, das Geld enthielt. Und zuletzt holten sie einen Deckelkorb hervor, und eines der Kinder sagte schamhaft und doch stolz, daß sie das Geld unter sich zusammengelegt hätten, um dem Herrn Lehrer eine Freude zu machen, und es sei ihr eigenes Geld gewesen, und da sei das Geschenk, und die Frau Lehrerin müsse es auf ihren Arbeitstisch stellen und dürfe es nicht im Schrank verbergen.

Sie holten mit unendlicher Sorgfalt eine Glasglocke hervor, unter der sich ein Reiter aus Tragant befand, der grimmig den Säbel schwang. Ihn beschattete eine riesengroße Rose. Martin und Lis dankten gerührt, und Lis küßte die Kleinsten. Als sie aber einen der kleinen Jungen küssen wollte, wischte sich der den Mund, und alle lachten laut. So glitt auch hier ein Lachen über den Abschied und vergoldete ihn.

Die Lieder, die die Kinder ihrem Lehrer gelungen, der Cäcilienchor, der ihn mit Chören geehrt hatte, hatten Martins Behmut gewedt. Er war froh, als Lis sich ein lehtes, herzhaftes Lachen erküßt hatte.

Am andern Morgen waren sie von Urbach fortgezogen...

Bianchi hatte Martin zu langen und stürmischen Aufferredungen festgehalten. Der Meister hatte schon manchem Sänger ausfliegen helfen, hatte manchen auf seiner künstlichen Laufbahn begleitet, bis der Schüler den Meister abschüttelte und eigene Bahnen ging. Wenige waren auf den Gipfel gelangt. Viele waren zugrunde gegangen, einige hatten die breiten Wege der Gewöhnlichkeit eingeschlagen, ihr Bäcklein gepflegt und Geld beiseite gelegt.

Aber jetzt, bei Martin, rüstete sich Bianchi, Großes zu erleben. Er wollte nicht nur der Welt einen Sänger schenken, wie sie ihn selten gehört, er wollte selbst ein Glück genießen, wie es ihm, so sehr er sich darnach sehnte, nie zuteil geworden war. Er wollte, wenn Martin sang, die Augen schließen können und vergessen, daß er ein Mensch sei und noch auf Erden. Aber noch fehlten die allerlehten Lichter auf seinem Kunstwerk, noch fehlte Bianchi an Martins Stimme herum, noch quälte er ihn mehr als je, aber das große Ereignis, Martins Auftreten, lag doch nicht mehr in blauer Ferne. Es lag greifbar vor ihm.

Gemeinsam mit einem Schauspieler, dem Leiter der Opernklasse, dem in seiner Jugend die leuchtende Flamme des Ruhms gegläntzt, und der seine Stimme verloren, bildete er nun Martin für die Bühne aus. Es war keine leichte Arbeit, weder für den Lehrer, noch für den Schüler.

Bianchi wetterte und fluchte. Die „Bauernlämmel“ flogen nur so herum, der Meister verhöhnte sich selbst, daß er auf den Gedanken gekommen, einen solchen Ladestock, einen derartigen Heuochsen das Schauspielen lernen zu wollen. Und Uebungen, nichts als Uebungen, Armbewegungen, Beinbewegungen, Augenklappen, Brauenrunzeln, Lächeln, Trauern, Höhnen und Spotten. Martin wurde das alles zur bitteren Arznei. Stundenlang deklamierte Bianchi Martin vor, stundenlang mußte Martin ganze Szenen wiederholen. Er hatte eine wunderschöne Aussprache — auch das war im Anfang ein fast unübersteiglicher Berg gewesen —, und so hatte der Meister wenigstens etwas, das ihn während der peinlichen Lehrzeit erfreute.

Neben diesen technischen Vorträgen ließ es Bianchi nicht an praktischen Lehren aller Art fehlen.



James Vibert: Der Friede. Dekorative Skulptur für die Fassade des Bundeshauses in Bern.

„Mach dich kostbar, Martin, das ist die Hauptsache,“ predigte er. „Verhandelst du mit Agenten, seien sie noch so unerschämt oder unentbehrlich, so tue, als sähest du sie nicht. Pf!“ Er machte die Gebärde des verächtlichen Wegblasens und schloß die Augen. „Wer bist du, Mikrobe, muß dein Gesicht sagen, daß du an mich gelangt? Machst er dir Vorschläge, tue wieder, als hörtest du nicht hin. Steck dir eine Zigarette an — du mußt Zigaretten rauchen, Kerl, wie soll sonst die Gesellschaft wissen, daß du einer der ihren bist — und betrachte sie, als sei sonst nichts wichtig in dieser Welt. Der Agent wird sein Angebot verdoppeln. Sprichst du aber mit dem Direktor oder dem Intendanten selber, dann lächle und sieh ihm in die Augen, blinzele, daß





Geschützmannschaft mit der Gasmasken.

er denkt, dem Kerl kann ich nichts vormachen. Sag: Lieber, zu ihm. Lieber darf sonst niemand zu ihm sagen. Er sagt's nämlich den andern. Zude die Achseln. Schweige. Laß ihn sich den Mund abschleifen. Greife nie zu nach einem Angebot. Laß ihn darum betteln. Nimm immer, denn du bist es, der gibt. Vergiß das nie. Verstehst du mich, du Milchbart.“ Martin nickte schwach zum Zeichen der Zustimmung.

„Dann die Gesellschaft. In ein paar Wochen kennst du ihre Art. Die Quintessenz des Herdentieres, weiter nichts. Keiner wagt auch nur einen andern Spazierstock zu tragen als den vorgeschriebenen. Warum? Weil man es für möglich halten könnte, daß da einer kommt, der nicht weiß, daß man jetzt andere Spazierstöcke trägt! Vergiß nicht, daß Weiß in der Gesellschaft Schwarz ist, Wahrheit unmöglich und lächerlich, Güte Dummheit. Interessen hat nur der kleine Bürger. Wer ein Gespräch führen will, das nicht das neueste Buch, die letzte Premiere, den besten Skandal, die schönste Schauspielerin betrifft, uäh, puh, ekelhaft...“

„Martin, ekelhaft ist die Gesellschaft. Aber trotzdem, schmeiß dich hinein. Laß dich anbeten, laß dich lieben, hassen, beneiden, alles eins. Du brauchst die Meute. Setz dir eine Maske auf, genau wie die ihre, und grinse, wie sie grinsen... Hör' auf, Martin, hör' auf, ich mag von ihr nichts mehr wissen.“ Der Meister warf sich auf das, was eben zur Hand war, und drückte den Ekel und Abscheu, den er empfand, so dramatisch aus, daß Martin lachen mußte.

„Lache nicht, du Esel,“ sagte Bianchi. „Vergieße so viel Schweiß, als du aufbringen kannst, um zu werden wie sie. Wenn du es nicht fertig bringst, kannst du singen wie eine Prinzessin aus Tausend und einer Nacht, oder wie sämtliche Nachtigallen Chinas — sie singen übrigens lange nicht wie die unsern — aber einerlei; du wirst kaltgestellt. Heul' mit der Meute, und du wirst unsterblich. So, jetzt gehen wir zu Sorella, zum Mittagessen. Es gibt gebadene Hahnenkämme und zum Schluß japanische Kirschen. Sie hat's wahrhaftig fertig gebracht, mir welche kommen zu lassen.“ Der Meister packte Martin

am Rockknopf. „Weißt du, daß man diese Kirschen hier gar nicht bekommt? Daß wir also beinahe ein Wunder essen, weißt du das, du Bielfraß?“ Er nahm freundschaftlich Martins Arm und ging mit ihm durch den Garten, der über und über mit roten Punkten besät war, denn Bianchi ließ Tulpen spritzen, wo es ihm gefiel, und so viele als möglich.

„Sie gedeihen nicht in diesem armen Nebelland,“ sagte er. „In meinem Italien, da müßten Sie die Tulpen sehen.“ Sein Italien hatte er als ganz kleiner Junge verlassen, hatte seither nie den Drang gefühlt, es aufzusuchen und sich längst in der neuen Heimat eingekauft. Auch hatte er in Italien niemals Tulpen blühen sehen. Aber das störte den Meister nicht in seinen Aussprüchen.

Oben schaute Lis zum Fenster hinaus und verschwand rasch, als sie die Männer an den Beeten entlang schlendern sah, über die ein Strom feuriger Farbe ausgegossen schien. Sie stand auf dem teppichbelegten Flur des ersten Stockes, als Bianchi Martin hat, einzutreten. In ihrem sanften, zartgrauen Wohnzimmer empfing Sorella ihre Gäste, die sie nicht wie Gäste zu behandeln versprochen hatte. Sie nahm Lis' Hände in die ihren und sah ihr forschend ins Gesicht. Was sie sah, mußte ihr gefallen, denn sie lächelte. Es setzte sich niemand, da sogleich zu Tisch gebeten werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

## Das englische Heer.

(Fortsetzung statt Schluß).

### 2. Was die englischen Kolonien leisten.

In einem umfangreichen Kapitel macht Julian Grande ausführliche, sehr interessante Angaben über die Kriegseleistungen der englischen Kolonien. Schon vielfach hat man die Beobachtung machen können, daß der Krieg unzweifelhaft zur Festigung des britischen Reiches beigetragen hat, daß sich die einzelnen Völkerschaften der Zusammengehörigkeit mehr bewußt wurden. Die zuverlässigen Mitteilungen Grandes illustrieren diese Beobachtungen trefflich.



Seldbäckerei.